



**Findet Schönheit, wo sie
sonst niemand sucht:
Nina Keel, selbständige
Kuratorin**

Die Liebe zu hässlichen Bauten

ARCHITEKTUR. Betonklötze gibt es in jeder Stadt. Die meisten schimpfen über sie, Kunsthistorikerin Nina Keel liebt sie – und zeigt sie bald in einer Ausstellung.

TEXT: ANINA FRISCHKNECHT | FOTOS: STEFAN INDLEKOFER

Da sind keine schmucken Türmchen, keine geschwungenen Giebel, keine bunten Glasfenster. Keine Blumen, keine Wasser-nixen schmücken die Fassade, sondern ein rotes Aktionsplakat, und über dem Eingang leuchtet kühl «Coop City». Charme geht anders, Schönheit findet hier niemand. Niemand ausser Nina Keel.

Sie steht vor dem Haus am Bohl 6 in St. Gallen. Ein unscheinbares Gebäude, versteckt hinter der markanten Buswartehalle von Architekt Santiago Calatrava, eingengt zwischen Anbau und US-Mex. Nina Keel hat eine historische Aufnahme in der Hand. «Eigentlich gehörte ein Flachdach zum Haus, sechs Balkone, symmetrisch, und nicht nur drei. Der Eingang wäre in der Mitte, der Sockel aus einem anderen Material. Es ist schwierig, sich das heute vorzustellen, aber einmal, da war dieses Haus richtig schön.»

Sie hält den Moment auf einem Handyfoto fest, die Fassade so grau wie der Himmel über St. Gallen, und läuft dann durch die Brühlgasse zurück in ihr Büro. An den Schmuckbauten der Jugendstilstadt geht sie vorbei, ohne den Blick zu heben. Es ist die Zeit nach dem Prunk, die Nina Keel anzieht. Die 29-Jährige ist Kuratorin und Kunsthistorikerin, und Bauten wie dem St. Galler Coop City gehört ihr Herz. Bauten aus den Dreissigerjahren.

Damals war St. Gallen eine Stadt in der Krise. Die Stickereiindustrie am Ende, Arbeitslosigkeit erfasste immer breitere Bevölkerungskreise, mehrere Tausend Menschen zogen weg. Während andere Städte fleissig gegen die Stagnation in der Weltwirtschaftskrise anbauten, entstanden in St. Gallen nur wenige Häuser. Alle sind kalt und schmucklos.

Hinter der Fassade. Nina Keel lassen sie seit ihrer Masterarbeit nicht mehr los. Im Januar hat sie sich als Kuratorin selbständig gemacht, ihre erste Ausstellung widmet sie der Architektur jener Zeit. «Es geht mir darum, zu vermitteln, was für eine Schönheit hinter den einfachen Fassaden steckt. Noch heute wird so gebaut. Und die Anfänge stecken in diesen Bauten. Sie waren der Startschuss für die Moderne und haben die Stadt geprägt.»



Der Coop City, der mitten im Zentrum von St. Gallen steht, ist ein schönes Beispiel. Er wurde damals für die EPA gebaut, die Einheitspreis AG. Die erste Warenhauskette der Schweiz, die – anders als die noblen Kaufhäuser der Vorkriegszeit – auf Billigprodukte setzte.

Im kleinen Büro an der Linsebühlstrasse 25 hängen Nina Keels liebste Bauten in Schwarz-Weiss an der Wand. Die Räumlichkeiten teilt sie sich mit einem Cocktail-Catering und einer Gesangsschule. Es sei das beste Büro der Stadt. Weil es im Linsebühl-Bau liegt, dem für St. Gallen grössten und wichtigsten Gebäude der Dreissigerjahre. Aus Eisenbeton, weiss verputzt und 23 Meter hoch, ragt der Flachdachbau über die Dächer der Nachbarschaft hinaus.

Die guten Zeiten liegen hinter ihm, die Fassade ist fleckig und vergilbt, der Verkehr rollt an seiner Vorder- und Hinterseite. Das Haus ist der Hauptdarsteller von Nina Keels Ausstellung.

«Mir gefällt die Radikalität des Linsebühl-Baus. Er ist höher und kubischer als alles, was vor ihm gebaut worden ist. Und er ist exakt der Strassenkurve angepasst. Dass der Verkehr noch heute flüssig vorbeirollt, war vom Architekten so gewollt. Nur der kriselnden Baubranche ist es zu verdanken, dass so ein Häuserblock in der Jugendstilstadt überhaupt



«Das beste Büro der Stadt»: der Linsebühl-Bau

gebaut werden durfte. Man hoffte auf Arbeit und Aufschwung. Wie der Bau aussah, war wohl Nebensache. Zum Glück.»

Nina Keel lacht und zeigt auf eine alte Klinke an der Bürotür. «Hier drinnen sieht man leider nicht mehr viel aus dieser Zeit. Die Klinken sind noch original, das Geländer an der Kellertreppe auch. Der Rest wurde wegrenoviert.» Auf dem Pult vor ihr liegen Pläne und Bilder. Ihre Ausstellung soll die Dreissigerjahre zurück in den Linsebühl-Bau bringen. Sinnlich, mit Filminstallationen in den Dachkammern, Kunst und Musik in den Räumen und Yoga auf dem Dach. «Diese Jahre waren weit mehr als nur die Krise.» Sie nimmt Mantel und Tasche vom Stuhl. Sie will weiter, noch mehr zeigen in ihrer Stadt der Moderne.

Die Underdogs. Über die Kantonsschule am Burggraben geht sie zum Stadtpark. Es waren solche Streifzüge durch die Stadt, die ihren Blick für Architektur geschärft haben. Am liebsten sei ihr die Architektur im städtischen Raum, sie tangiert am meisten Leute und erzeugt die grössten Kontroversen.

Dass sie mit dieser Leidenschaft genau bei den St. Galler Bauten aus den Dreissigerjahren gelandet ist, war Zufall. «Ich mag Underdogs. In Zürich, Basel oder Genf stehen bekannte, gut erforschte Häuser aus dieser Ära. Aber von denen in St. Gallen hört man viel zu selten.» Nachdem sie für ihre Masterarbeit all die Geschichten und Ideen ausgegraben hatte, die hinter den Bauten stehen, fand sie es schade, sie wieder in den Universitätsarchiven verschwinden zu lassen. So entstand die Idee für die Ausstellung.

Die Voliere ragt wie ein Schiff über den Ententeich im Stadtpark. Lang und eingeschossig, mit Flachdach, elegant. Die St. Galler kommen nicht wegen des Gebäudes, sondern wegen der Vögel her; 46 tropische und einheimische Arten sowie 25 Arten Wasservögel leben hier. Nina Keel steht unter dem Vordach, in den vier grossen Schaufenstern spiegelt sich der Park. «St. Gallen fehlte es damals vielleicht an finanziellen Mitteln, aber nicht an modernen Vordenkern. Stadtbaumeister Paul Trüdinger war einer. Ohne ihn wäre die Stadt heute nicht die gleiche.» Mit dem Bau der Voliere wollte Trüdinger das Naherholungsgebiet im Stadtpark für zukünftige





«Aufdringliche Balkone» an der Winkelriedstrasse

Grossanlässe rüsten. Er hatte dabei eine Garten- ausstellung im Kopf, die möglichst viel kaufkräftiges Publikum nach St. Gallen locken sollte. Die Garten- ausstellung war der Grundstein für die Olma.

Lieblingsfunde. Das moderne Denken von Stadt- baumeister Trüdinger sei allerdings nicht überall gut angekommen. Nina Keel geht weiter. Durch das Museumsviertel, zum Rosenberg. Ein Quartier wie aus dem Bilderbuch. Sonnig, grün, wohlhabend. An der Winkelriedstrasse 17, einem Mehrfamilienhaus mit blassgelber Farbe und gerundeten Balkonen, bleibt sie stehen und gräbt eine Kopie aus dem Stadt- archiv aus der Tasche. Ein Brief an Paul Trüdinger.

«Im Anschluss an meine letzte Woche mit Ihnen gehabte Unterredung die Wohnkolonie in der Liegen- schaft Iklé betreffend, kann ich Ihnen mitteilen, dass sich inzwischen der Einzug der verschiedenen Mieter vollzogen hat. Meine damals geäusserten Befürchtungen sind leider eingetroffen. Welcher Kontrast gegen früher! Anstelle der Frühlingspracht des Gartens präsentieren sich dem Auge die [...] Küchenbalkone in ihrer ganzen Aufdringlichkeit und Armseligkeit. [...] Sie drücken der bisher bevorzugten Rosenberg-Gegend [...] den Stempel eines gewöhn- lichen Vorstadtquartiers auf.»

Der Brief ist ein Lieblingsfund von Nina Keel. Genützt hat er damals allerdings wenig. Die «Miets- kaserne» steht noch heute mitten im Villenquartier. Ein privater Investor wollte bauen, die kriselnde Stadt war froh um Arbeitsplätze. «Es sind solche Geschich- ten, die mich diese Bauten lieben lassen. Und es gibt noch so viel mehr darüber zu entdecken.»

Sie faltet den Brief des erzürnten Villenbesitzers vorsichtig wieder zusammen und macht sich auf den Rückweg in die Stadt. Vor dem Coop City bleibt sie ein letztes Mal stehen und blickt an dem in die Jahre gekommenen Bau entlang hoch. «Und ja, ich finde diese Häuser wirklich schön. Kühl und streng zwar, und versteckt hinter lieblosen Renovierungen und blassgelben Fassadenfarben. Aber schön.» Man muss nur genau hinsehen. ■

Das Vermächtnis eines visionären Stadtbaumeisters: die Voliere im Stadtpark

Infos zur Ausstellung «Die Moderne im Kleinen» (aufgrund der Corona-Krise wird der Ausstellungsstart verschoben): www.ninakeel.com